



Liechtenstein
*Roman
einer Nation*
Armin Öhri

GMEINER



Armin Öhri
Liechtenstein –
Roman einer Nation

DER ERSTE GROSSE ROMAN ÜBER DAS FÜRSTENTUM

Der Schriftsteller Armin Öhri erhält von einem liechtensteinischen Advokaturbüro den Auftrag, das Leben des greisen Patrons, des bekannten Treuhänders Wilhelm Anton Risch, niederzuschreiben. Voller Elan macht sich der Autor an die Arbeit. Als er bei seinen Nachforschungen auf Dokumente stößt, die als geheim klassifiziert sind, erregt er das Missfallen mehrerer Leute. Immer wieder werden ihm bei seinen Recherchen Steine in den Weg gelegt, wenn er sich daranmacht, Rischs Erlebnisse in einem weiten zeitlichen Bogen von den 20er-Jahren bis in die Gegenwart zu erfassen. Der vorliegende Roman zeigt die Früchte dieser Arbeit: Rischs karge Kindheit, seine Affinität zum NS-Regime, das Treffen mit Hitler, schließlich der Aufstieg zu einem der erfolgreichsten Treuhänder der Welt.

In einer Erzählung von ungeheurer Zugkraft nimmt Armin Öhri seine Leserschaft mit auf eine Reise durch ein turbulentes Jahrhundert. Eine mitreißende Saga und zugleich der erste große Roman über das Fürstentum.



Der Liechtensteiner Armin Öhri, geboren 1978, lebt in Grabs im St. Galler Rheintal und ist im Bildungswesen tätig. Aufsehen erregte seine Erzählung »Die Entführung« – die Geschichte eines versuchten Menschenraubs im Liechtenstein der 30er-Jahre. Mit »Liechtenstein. Roman einer Nation« legt der Autor nach seinen Berlin-Krimis um den jungen Tatorzeichner Julius Bentheim eine weitere spannende Geschichte im Gmeiner-Verlag vor. Armin Öhri erhielt den »European Union Prize for Literature«, seine Werke wurden mehrfach ins Ausland übersetzt. Öhri ist Gründer des Liechtensteinischen Literatursalons und Präsident des Liechtensteinischen Autorenverbands »IG Wort«.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Die letzte Reise der Hindenburg (2016 E-Book only)
Professor Harpers Expedition (2016 E-Book only)
Die Dame im Schatten (2015)
Der Bund der Okkultisten (2014)
Die dunkle Muse (2012)
Sinfonie des Todes (2011)

Armin Öhri
Liechtenstein –
Roman einer Nation

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2016 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2016

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Julia Franze
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Baron Eduard von Falz-Fein –
Amt für Kultur, Liechtensteinisches Landesarchiv
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-5209-3

Für meine Muse

Inhalt

Leitsprüche	9
Prolog – November 1947	11
Notfall – 3. September 1993	17
Bestandsaufnahme – Februar 2014	20
Schritte ins neue Leben – 1993	27
Vorzeichen – August 1993	35
Erinnerungsstücke – Februar 2014	40
Anamnese – September 1993	46
Empfindungsstörung – 1990er-Jahre	55
Psychotherapie – 1993/94	60
Rückfälle – 2010 bis 2014	63
Das Angebot – April 2014	67
Abmarsch – April 1945	75
Die Flucht – April 1945	84
Hoffnungen – April 1945	89
Erste Recherchen – April 2014	93
Verlorene Zeit – April 1945	98
Weitere Recherchen – Mai 2014	108
Die Wlassow-Armee – April 1945	115
In Kempten – April 1945	120
Fliegerangriff – April 1945	122
Spione – April 1945	132
Zyklon International – Mai 2014	139
An der Grenze – April 1945	144
Das Tor zur Freiheit – Mai 1945	150
Das Archiv – Mai 2014	157
Ein kleiner Junge – 24. September 1927	162
Deichbruch – 25. September 1927	170

Die Flut – 26. September 1927	176
Zwischenbericht – Juni 2014	186
Contra mundum – 11. November 1938	193
Volksdeutsche Jugend – 11. November 1938	199
Gaflei – November 1938	204
Bölller und Bomben – November 1938	209
Im Kaninchenbau – 8. August 2014	216
Der russische Maler – 14. Dezember 1938	223
Camera obscura – 8. August 2014	228
Sareis – 14. September 2014	232
Berlin – Februar 1939	240
Erste Liebschaft – 28. Februar 1939	246
Die Neue Wache – 1. März 1939	249
Staatsempfang – 2. März 1939	253
Ein toter Briefkasten – Winter 2014/15	264
Vor dem Putsch – März 1939	268
Anschlussputsch – 24. März 1939	275
Zerwürfnis – 20. März 2015	288
Abitur – 1945	293
Deep Face – 28. März 2015	297
Heimkehr – Frühjahr 1945	303
Köfflerli Schädler – 1945	311
Im Lande der Sowjets – 1947/1948	320
Schiffbruch – 8. Mai 1948	326
Nauru – Frühling/Sommer 1948	334
Langzeit-EEG – April 2015	339
Langer Heimweg – 1948 bis 1950	345
Auftrag storniert – Mai 2015	350

Werdenberg – 17. Mai 2015	358
Heimat – 1950 bis 1957	364
Ludmila – 1958	368
Burg Gutenberg – 28. Juni 2015	376
Kabarett Kaktus – 1964	381
Planken – 6. Juli 2015	387
Kriminaltechnischer Dienst – Juli 2015	391
NSA – 20. Juli 2015	395
Protestmarsch – 5. März 1971	400
Centrum für Kunst und Kommunikation – 1975	404
Unterländer Straßenstrich – September 1978	412
Aktion Dornröschen – 1980er-Jahre	416
Frauenstimmrecht – 1980er-Jahre	422
Der Brand im Höfle – 7. Februar 2001	428
Made in Liechtenstein	433
Fürstenfest – 15. August 2015	440
Bibliothek – Herbst 2015	445
Kriegszeit – 1939 bis 1945	453
Der Patron – November 2015	461
Wildschloss – November 2015	470
Epilog	480
Nachwort	488
Historische Persönlichkeiten	491
Zeittafel zur Geschichte Liechtensteins	495
Politische Landkarte von Liechtenstein	501
Bildnachweis	502

Leitsprüche

Es wird mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr bestraft, wer »in gehässiger Weise das Fürstentum Liechtenstein beschimpft oder verächtlich macht«.

Paragraf 248 des Liechtensteiner Strafgesetzbuchs

»Ich habe mir sagen lassen, die Liechtensteiner seien Weltmeister im Verdrängen. Politiker und Wirtschaftskapitäne, Zeitungsredakteure und Anwälte – unter allen finden sich alte Nazis, die sich mittlerweile den Anschein von Biederkeit geben und als aufrechte Demokraten auftreten. Man schweigt in diesem kleinen Lande und tritt niemandem auf die Füße.«

Armin Öhri, »Die Entführung«

»Wenn eine Kugel kommt, kommt sie von Hans-Adam.«

Heinrich Kieber, Datendieb

Liechtenstein ist »[e]ine fette Made, die von Scheiße lebt, aber nach außen hin weiß ist und glänzt.«

Michael Heinzl, Journalist

»[W]o immer es kracht und stinkt, sind Liechtensteiner mit von der Partie.«

Der Spiegel, Ausgabe 34/1976

»Ohne Fürst sind wir nichts!«

Klaus Wanger, Ex-Parlamentspräsident

»Wir sind nicht Entenhausen.«

Klaus Tschüscher, Ex-Regierungschef

»[I]n den vergangenen zweihundert Jahren haben wir immerhin schon drei Deutsche Reiche überlebt, und ich hoffe, wir werden auch noch ein viertes überleben.«

Hans-Adam II. von und zu Liechtenstein.

»Liechtenstein ist zuallererst einmal ein Fliegenfutz auf der Landkarte.«

Mathias Ospelt, Kabarettist

»Dem Fürstendumm Scheißenstein und seinen Mafiadienern gilt all mein Hohn, Spott und tiefste Verachtung.«

Jürgen Hermann, mutmaßlicher Mörder des CEO der Bank Frick AG

»Für Gott, Fürst und Vaterland!«

Leitspruch des alljährlichen Staatsfeiertags an der Schlossmauer Vaduz

»Bevölkerungsexplosion in Liechtenstein, nachdem eine Frau Drillinge geboren hat!«

Schlagzeile der rumänischen Online-Satirezeitung ›Times New Roman‹

»Liechtenstein hat mehr beigetragen und größeren Einfluss, als der Größe des Landes entspricht. Darauf können Sie wirklich stolz sein.«

Ban Ki-moon, 8. UNO-Generalsekretär

»Sein Äußeres ist schmutzig, abgeschmackt, ungeschickt und bis zum Ekel schleppend.«

Landvogt Schuppler im Jahr 1815 über den typischen Liechtensteiner

Prolog – November 1947

23. November – Dass die Reaktionen der Delinquenten sich jedes Mal in so auffälliger Weise unterschieden, überraschte Oberst Malek immer wieder aufs Neue. Es gab jene, die zitterten und wimmerten, die sich mit aller Kraft sträubten und um sich schlugen, sodass man sie bändigen musste, manchmal mit Stricken oder brutaler Gewalt. Einige weinten gequält, voller Melancholie, oder sie schluchzten stoßweise. Andere blieben gelassen, als ob sie sich schon längst mit ihrem Schicksal versöhnt hätten.

Wann immer der Oberst in die Augen dieser Verurteilten blickte, konnte er jene unergründliche Ruhe ausmachen, die ihm, der ja überleben sollte, derart suspekt war, dass ihm stets ein unerklärlicher Schauer über den Rücken lief. Was aber diesen Arzt betraf, der in wenigen Minuten an der Reihe sein würde, so hatte sich Malek gezwungen gesehen, dem irren Toben mit dem Gewehrkolben ein Ende zu bereiten. Die Schreie waren unerträglich gewesen, doch das Wimmern, das auf den Schlag erfolgte, besserte die Lage auch nicht gerade. Der Oberst seufzte. Er griff in die Manteltasche, um ein Taschentuch hervorzuholen, mit dem er dem Mann die Schläfe abwischte. Zumindest dem Tod sollte dieser Verräter in die Augen sehen. Seine Knie waren eingesackt, nur noch die Fesseln an den Handgelenken hielten den Verurteilten aufrecht an dem Baumstamm, an den man ihn gebunden hatte.

»Polotskij, es dauert nicht mehr lange ...«, warnte der Oberst, und der Angesprochene spuckte Blut, als er etwas erwidern wollte.

Malek trat zwei Schritte zurück, um dem Erschießungskommando Platz zu machen. Sein Blick schweifte kurz über die Umgebung. Das irisierende Licht des Himmels fiel ihm auf, welches ein nahendes Gewitter am Horizont ankündete. Die Luft war kühl geworden, schneidend, es war windig. Der Oberst schlug den Mantelkragen hoch. Der Waldrand, an dem sie sich befanden, wäre eigentlich schön gewesen, voller bezaubernder, anmutiger Details, wenn nicht das absurde Moment dieser Exekution die Atmosphäre vergiftet hätte.

Im Hintergrund hatten die Soldaten Aufstellung genommen. Malek gab die Schusslinie frei und stellte sich ein paar Meter entfernt hinter die Männer, die bereits ihre Gewehre anlegten. Er wollte noch einige Sekunden abwarten, bevor er den Feuerbefehl gab: Bei Verrätern war es ihm noch immer ein Anliegen gewesen, den Augenblick der Todesangst hinauszuzögern, zu dehnen, fast so lange, bis Wahnsinn die Männer ergriff. Dies war seine eigene, persönliche Art der Bestrafung. Er hob die Hand und zählte leise bis zehn. Als er sie sinken ließ, durchbrach der Lärm einer Gewehrsalve die Stille.

22. November – Das Zimmer des Untersuchungsgefängnisses war äußerst schäbig und erinnerte an die schmuddeligen Gelasse und Büros, über die zurzeit in den amerikanischen Hard-boiled-Krimis, die man für gutes Geld auf dem Schwarzmarkt erhielt, so oft geschrieben wurde. Dies jedenfalls war die erste Assoziation, die Oberst Malek in den Sinn kam, sobald er den Raum betrat, in welchem man den Verräter untergebracht hatte. Der Mann saß hinter einem Schreibtisch auf einem Stuhl, das Gesicht wirkte stoisch, die Hände zitterten leicht. »Darf ich etwas zu trinken haben?«, bat er höflich.

Malek überging geflissentlich die Frage.

»Sie sind Arzt?«, begann er das Verhör.

»Ich habe nichts Unrechtes getan«, entgegnete der Mann ruhig und beherrscht. »Was werfen Sie mir eigentlich vor?«

»Sind Sie Arzt?«, wiederholte der Oberst gereizt.

»Und wenn ich einer wäre ...?«

Malek atmete tief durch. »Sie sind dem Aufruf zur Reparatur gefolgt, Herr Polotskij, sehe ich das richtig?«

Der Mann auf dem Stuhl musterte ihn scharf. Malek führte sich das Bild vor Augen, das er von diesem Unbekannten hatte, als er die Beschreibung des Militäргеheimdienstes las. Die Angaben stimmten alle überein: Größe und Statur, Haarfarbe und Augenfarbe.

»Ja, ich bin Arzt«, kam schließlich zögerlich die Antwort.

»Sie standen in Kontakt zu Holmston-Smyslowskij?«

»Zu wem?«

Malek musste sich beherrschen. Diese Verhöre waren stets gleichermaßen ermüdend und eintönig und liefen mit einer irritierenden Gesetzmäßigkeit ab, die schon fast beängstigend war.

»Holmston«, wiederholte er scharf.

Jetzt schüttelte der Mann den Kopf.

»Holmston«, bekräftigte der Oberst mit scharfer Stimme.

»Holmston-Smyslowskij, Boris Holmston. Oder besser gesagt: General Holmston.«

»Ich kenne keinen Mann dieses Namens.«

»Sie waren in der Russischen Nationalarmee«, stellte Malek energisch in den Raum.

»Nein«, entfuhr es dem Mann. »Ich kenne keinen General und war auch in keiner Nationalarmee.«

»Wo waren Sie im April 1945?«

»Irgendwo vor Berlin, später dann direkt in der Stadt.«

»Blödsinn! Sie waren in Nürnberg und Eschenbach und was weiß ich noch wo ...«

»Himmel noch mal! Ich war in Berlin! Wie oft soll ich es noch sagen?«

Malek stand auf, ging um den Tisch herum und schlug seinem Gegenüber mit der offenen Handfläche ins Gesicht. Die Aktion erfolgte so überraschend und mit einer derart unerwarteten Heftigkeit, dass der Stuhl nach hinten kippte. Der Oberst stellte den Fuß auf den Brustkorb des Mannes, beugte sich nach unten und meinte mit einer leisen und kalten Gelassenheit: »Fangen wir also noch einmal von vorne an: Sie besitzen ein Dokument, das von der liechtensteinischen Regierung ausgestellt wurde?«

Schwer atmend nickte der Mann.

»Sie sind also Grigorij Polotskij, Arzt der Russischen Nationalarmee«, konstatierte der Beamte zufrieden.

»Nein, zum Teufel! Dieser Zettel gehört doch gar nicht mir! Den habe ich am Zoll gestohlen.«

Malek lachte auf. Die absurden Einfälle, die manche der Rückreisenden hatten, waren doch zu köstlich! Dieses Mal holte er mit dem Schuh aus, und ein lang anhaltender Schrei kündete vom Brechen zweier Rippen. Die Befragung sollte doch noch einfach werden ...

21. November – Die Menge an Rückreisewilligen war in den letzten Monaten beinahe unüberschaubar gewesen. Manche saßen in Gruppen beisammen, meist waren es ganze Familien oder zumindest die überlebenden Teile von Familien, andere hockten in einer Ecke auf dem Boden und versuchten, das Beste aus ihrer Situation zu machen. Die wenigen Bänke des Wartesaals waren von den Schnellsten und Stärksten in Beschlag genommen worden, sodass Schwangere und ältere Leute das Nachsehen hatten. Im ganzen Trubel gingen auch die vielen Diebe unter, die hier Pässe und Dokumente stahlen, um sich eine neue Existenz aufzubauen. Doch Woche für Woche hatte der Flüchtlingsstrom abgenommen, Tag für Tag wurden es weniger, die den Zoll passierten, und bald sollte sich die Lage normalisieren.

Oberst Malek schritt eine der Reihen ab. Mit eintöniger Routine hielt er den Leuten einen schäbigen speckigen Kartonbehälter hin, um die Reisedokumente einzusammeln. Nachdem sich ungefähr 30 Pässe, amtliche Zettel und Bescheinigungen in der Schachtel befanden, zog er sich in seine Kabine zurück, wo er die Unterlagen kontrollierte. Wie immer war er froh, durch das Schließen der Tür den Lärm hinter sich zu lassen, und er leerte den Inhalt der Schachtel gelangweilt auf den Tisch. Er griff nach dem ersten Dokument, überprüfte Datum und Stempel, verglich den Eintrag mit den Registrierungen seiner Behörde und legte ihn dann beiseite. Alles war so mechanisch, so eingeübt ... Malek gähnte.

Zehn Minuten später war er hellwach.

Er nahm den Telefonhörer ab, wählte eine Nummer und war für fünf Minuten äußerst konzentriert und angespannt in ein Gespräch vertieft. Als er den Hörer wieder auf die Gabel legte, atmete er erst einmal tief durch. Sein Blick wanderte über das Dokument, das vor ihm lag, und immer wieder las er den einen Namen, der da stand: Polotskij, Grigorij.

20. November – Das Warten hatte an ihren Nerven gezerrt. Jeder Muskel, jede Sehne am Körper war zu spüren. Die Sitze waren unbequem, hart und ohne Lehnen. Wilhelm Anton Risch, im Krieg unter dem Decknamen Polotskij bekannt, streichelte die Hand seiner Geliebten, während seine Augen unablässig durch den Raum streiften.

»Da drüben steht er«, flüsterte er. »Schon gestern fiel er mir auf. Er versuchte dreimal, einen Pass zu klauen. Ohne Erfolg.«

Seine Begleiterin schaute in die angegebene Richtung. »Der Mann im grauen Mantel?«, fragte Sylvia.

»Ja. Gib jetzt gut acht, was geschehen wird.«

Sie beobachteten den Fremden, der den Blick gesenkt hielt, während er durch die Sitzreihen schlenderte. Kurz vor dem

abgesperrten Teil, welcher der Zollkommission vorbehalten war, machte er kehrt. Nach einigen Schritten blieb er stehen, um sich mit einem dreckigen Taschentuch die Nase zu schnäuzen.

»Er hat die richtige Größe«, überlegte Sylvia.

»Und meine Haarfarbe«, bemerkte Risch.

»Ich habe Angst«, sagte sie leise.

»Es wird nicht schiefgehen.«

»Darüber mache ich mir keine Sorgen«, meinte sie. »Aber es ist einfach nicht rechtens. Sie werden ihn vielleicht umbringen.«

»Sei still«, brummte er nur, und sie schwieg.

Der Mann war noch drei Reihen von ihnen entfernt. Wilhelm Anton Risch griff in seine Tasche und zog den Reisepass hervor, der auf seinen Decknamen ausgestellt war, und legte ihn gut sichtbar auf seinen Schoß. Seine Begleiterin stieß er leicht an, damit sie sich an ihn lehnte und die Augen schloss. Risch legte den Kopf schräg, öffnete leicht den Mund und gab ein paar verhaltene Schnarchgeräusche von sich.

Fast nichts war zu spüren, als der Fremde seinen Pass stahl.

Risch gab sich noch zwei Minuten, ehe er die Augen öffnete. Der Dieb war verschwunden. Der Bestohlene stupste seine Geliebte an. »Es hat geklappt«, meinte er. »Schon bald wird ein Mann namens Grigorij Polotskij die Grenze zur Sowjetunion übertreten und als Verräter verhaftet werden.«

»Es ist nicht richtig«, murmelte Sylvia, die den unglücklichen Dieb bedauerte, »es ist einfach nicht richtig.« Dennoch huschte der leichte Anflug eines Lächelns über ihr Gesicht, als sie sich ihre Zukunft ausmalte, eine Zukunft in der Heimat, unbeschwert und unter neuem Namen.

Notfall – 3. September 1993

Hier endet meine Geschichte. Sie endet dunkel und verschwommen und sie mündet in eine sich nur langsam lichternde Finsternis. Unweigerlich frage ich mich, wie sie wohl begonnen hat ...

Alles, was ich über den 3. September 1993 zu berichten weiß, liegt in meinem Gedächtnis wie ein schemenhaftes Bild vor mir. Wenn meine Gedanken zu jenem Tag zurückschweifen, leuchten blitzlichtartig Erinnerungsfetzen auf, die sich stroboskopisch in meine Netzhaut gebrannt haben. Ich vermag den Ablauf der damaligen Geschehnisse zeitlich nicht mehr einwandfrei einzuordnen. Sie erscheinen mir verlangsamt, teilweise in falscher Reihenfolge. Manchmal schiebt sich eine Geräuschkulisse vor eine andere, die eigentlich die richtige wäre, und oft verschwimmen die dazugehörigen Bilder wie die Farben eines soeben fertiggestellten Porträts, das man unter Wasser taucht.

Ich sehe mich auf einer Krankentrage. Regungslos. Benommen. Angeschnallt in einem dieser auffälligen rot-weißen Rettungswagen des Schweizer Sanitätsnotrufs. Neben mir sitzt ein Notarzt, links ein Mann in Zivil, dessen Körpergröße aus meiner horizontalen Lage heraus schwer einzuschätzen ist. Dennoch vermute ich, dass er mindestens 1,90 Meter misst. Obwohl ich weiß, dass meine Perspektive nicht stimmt, auf keinen Fall richtig sein kann, sehe ich mich von außen, durch die Augen einer inexistenten Person, die das Geschehen neutral beobachtet. Hinter dem Unbekannten erahne ich in dem schwarzen quadratischen Klotz einen Defibrillator mit EKG-Funktion. Ich sehe die unterschiedlichen Beat-

mungsgeräte, den Medikamentenschrank, den Behälter mit den Einweghandschuhen. Und schon sinke ich wieder in eine tiefe Bewusstlosigkeit.

Das Heulen des Martinshorns bringt mich zurück in die Wirklichkeit. Der Wagen beschleunigt, schert aus, überholt die Autos, die auf der A13 Richtung St. Gallen unterwegs sind und nun nach rechts auf den Pannestreifen ausweichen, um uns vorbeizulassen, angestrahlt vom kalten Leuchten der Blaulichtbalken unseres Fahrzeugs.

»Er wacht auf«, stellt der Notarzt nüchtern fest.

»Weißt du jetzt, wer ich bin?«, fragt der Mann neben ihm. Sein schmales Gesicht wirkt besorgt, hilflos. »Kennst du mich nicht?« Und auf einmal versucht er es auf Französisch: »Tu te souviens de moi? Est-ce que tu sais qui je suis?«

»Non, monsieur, je n'en ai aucune idée.«

Ich schüttele den Kopf, betrachte die Infusionsschläuche an meinen Armen und rüttele an meinen Gurten. Sie halten. Auch die an den Beinen. Die Männer tauschen wortlos Blicke. Panik erfüllt mich, das vorherrschende Gefühl ist eine tief im Unterbewussten liegende archaische Angst. Ich beuge mich nach hinten, als ich mit dem Mund Luft einsauge, und dann nach vorn, wenn ich durch Nase und Mund ausatme. Meine Lippen flattern, und dem nicht existierenden Beobachter dieser Szene fällt neben der Schnappatmung auch meine violett angelaufene Haut auf: Zyanose an Fingerspitzen, Ober- und Unterlippen.

Und schon kommt es wieder – das Stroboskoplicht.

Dunkelheit.

Licht.

Dunkelheit.

Dann die Geräusche der Notaufnahme: das kratzende Rollen der Fahrtrage auf dem Krankenhausboden, das Öffnen einer automatischen Schiebetür, das Anbringen der Klettman-

schette eines Blutdruckmessers. Natürlich auch die Befehle des diensthabenden Oberarztes. Puls, Atemfrequenz, Sauerstoffsättigung. Mein Augenlid wird hochgeschoben, der Pupillenreflex getestet.

Schließlich die Lumbalpunktion ...

Ich nehme die Seitenlage ein, meine Beine sind angewinkelt wie in der Embryonalstellung. Kräftige Arme umschließen meine Oberschenkel, ein Körper lastet mit seinem ganzen Gewicht auf mir, packt meine Hände. Ellenbogen und Knie berühren sich, und ich bin unfähig mich zu bewegen. So gebeugt, ähneln die Dornfortsätze meiner Wirbelsäule den hoch aufragenden Berggipfeln einer Miniaturlandschaft. Ein kühler Sprühnebel aus einem Desinfektionsspray lässt mich die Punktionsstelle errahnen.

»Keine Anästhesie?«, vernehme ich eine Stimme.

»Nein.«

Eine lakonische Antwort.

Im unteren Rückenbereich fährt die Nadel zwischen die Lendenwirbel. Eine langsame Prozedur. In ihrer Bedächtigkeit äußerst schmerzhaft für einen Patienten, der sich wehrt, sich krümmt. Ich schreie, versuche auszuschlagen, ich weiß noch immer nicht, wo ich mich befinde.

Warum bin ich hier?

Die Tränen verwässern mir die Sicht, als die Nadel tiefer eindringt und die Nervenflüssigkeit aus meinem Körper nach außen tropft.

Was machen diese Menschen mit mir?

Stroboskop.

Ich öffne die Augen, man schiebt mich in einen Krankenhausflur.

Dunkelheit.

Neben mir am Krankenbett sitzt der Fremde aus dem Rettungswagen.

»Kennst du mich?«

Ich schüttle den Kopf.

»Ich bin's. Papa.«

Die hellblaue Zimmerdecke über mir hätte einen neuen Anstrich nötig. So absurd es klingt, das ist das Erste, was mir durch den Kopf geht. Ich wende mich ab, schliesse die Augen. Wo bin ich? Warum bin ich hier? Was wollen diese Leute von mir? Mein Papa? Wer soll das sein? Schließlich die letzte Frage, die wichtigste und in ihrer Schlichtheit schockierendste: Wer, zum Teufel, bin ich überhaupt?

Bestandsaufnahme – Februar 2014

Dreimal ist bisher das Grauen in die wohlgehütete Ordnung meines Lebens eingebrochen. Einmal, es war im Sommer 1999, als ich durch die Länder des ehemaligen Jugoslawiens trampelte, schoss ein alter Bauer auf mich. Er sah mich an seinem einsam liegenden Hof vorbeiwandern, hob ohne Umschweife ein Jagdgewehr und drückte ab. Die Kugel fuhr vor mir in den staubigen Boden, Kiessplitter wirbelten auf. Das Echo des Schusses hallte lange nach. Ich hob die Hände, und nach vielerlei Erklärungen, dass ich weder ein Tschetnik noch ein ehemaliges Mitglied der JNA sei – mein Pass überzeugte den Bauern

letztendlich, dass ich viel zu jung dazu war –, schlossen wir Brüderschaft. Josip tischte mir Pflaumen und Äpfel auf, servierte hausgemachte slawonische Räucherwurst und Mortadella mit Oliven.

Ein weiteres Erlebnis, das meinen Alltag durcheinanderbrachte, geschah noch zu Studienzeiten. Nach einer Ferienwoche, die ich zu Hause bei meinen Eltern verbracht hatte, fand ich die Tür zu meiner Wohngemeinschaft offen vor. Drei Beamte der Berner Stadtpolizei erwarteten mich im Flur, wo sie mich über den Verbleib meines Mitbewohners Walter ausfragten.

»Vermutlich bei seiner Freundin.«

Ich konnte keine exakte Antwort geben, und die Polizisten gaben sich äußerst bedeckt, was den Grund ihrer Ermittlungen anbelangte. Doch dass Walter verschwunden war und seit einigen Tagen polizeilich gesucht wurde, ließ sich zwischen den Zeilen herauslesen. Als sie gingen, nahmen sie alle Zahnbürsten mit. Das war Erklärung genug, dass die Geschichte wohl nicht gut ausgehen würde.

Zwölf Tage später fand man Walters Leiche.

Seine Freundin, Sekretärin beim Inselspital, gab nach einem mehrstündigen Verhör zu Protokoll, sie sehe sich selbst, wie sie eine schwere Last aus jenem Haus trage, in welchem sie mit ihrem Vater wohne. Sie sehe sich selbst, wie sie ein Loch beim Pferdegestüt schaufle. Sie sehe sich selbst, wie sie etwas mit Benzin überschütte und anzünde. Laut den Erkenntnissen der Gerichtsmedizin muss Walter gezielt niedergestreckt worden sein: zwei aufgesetzte Revolverschüsse, einen in den Rücken, einen in den Hinterkopf. Danach wurde er in einem Erdloch verbrannt und verscharrt. Später sprachen die Medien von einem Beziehungsdelikt, die Täterin wurde zu 18 Jahren Haft verurteilt.

Im letzten Beispiel meiner Aufzählung – chronologisch gesehen jedoch im ersten – stehe wiederum ich im Mittel-

punkt. Als Schriftsteller, der vorwiegend historische Romane schreibt, weiß ich um die Momente und Phasen, in denen ein der Glaube an das eigene Medium oder das eigene Schaffen verlässt. Was Julius Bentheim, der Protagonist meiner Berlin-Krimis, erlebt oder was ihm angetan wird, mag noch zu spannender und unterhaltsamer Lektüre herhalten, denn er ist erfunden, eine Kunstfigur, mit der ich meiner Leserschaft bieten kann, wonach sie verlangt. Aber ich selbst? Kann ich mich zum Helden des vorliegenden Berichts aufschwingen, ohne den Fabuliergeist zu beschwören, der aus Tatsachen Märchen entstehen lässt? Bemüht man Tschchow als Richter in dieser Angelegenheit, so ist das Verdikt klar: Das geht nicht! Der russische Dichter hasste nämlich Biografien ...

Dennoch will ich es versuchen. Wenn auch der Mensch Armin Öhri wenig interessant ist und hinter den farbenfrohen Viten seiner Romanhelden zurücksteht, vermag vielleicht seine Krankheitsgeschichte zu fesseln. Aber sind diese Seiten eigentlich für die Öffentlichkeit bestimmt? Zum Zeitpunkt ihrer Niederschrift bin ich mir darüber noch im Unklaren, und so schreibe ich meine lose Assoziationsfolge einfach weiter.

Irgendwann in der Nacht vom 2. auf den 3. September 1993 erlitt ich eine Hirnblutung, die mich für mehrere Stunden in einen komatösen Zustand fallen ließ. Ich war 15 Jahre, elf Monate und ein paar Tage alt, weshalb der Rettungswagen das Kinderspital St. Gallen anfuhr, statt mich in der Erwachsenenabteilung des Kantonsspitals unterzubringen, das auf meinen Fall womöglich besser vorbereitet gewesen wäre. Ich konstatiere dies nur als Fakt, ohne Missmut oder Bitterkeit. Es ist müßig, darüber zu spekulieren, ob mein Leben eine andere Wendung genommen hätte, wäre ich in besseren Händen gelandet.

Tatsache ist, dass meine Ärzte überfordert waren. Wenn ich Rückschau halte, treten mir Dinge vor Augen, die man

heutzutage als undenkbar bezeichnen würde. Das vorherrschende Bild aus jener Zeit ist jenes eines verängstigten Teenagers. Sobald die Krämpfe in meinen Extremitäten einsetzen – beginnend mit den Beinen, dann übergreifend auf die Finger, schließlich auf die ganzen Arme – wurde ich stets von den Krankenschwestern mit Riemen an die Gestelle des Spitalbetts gefesselt.

»Wir tun dies, damit du dich nicht verletzt«, sagt eine von ihnen, die ich Schwester Vera nennen will. Ihr routinierter Blick soll wohl so etwas wie Fürsorge ausdrücken. Das Bett rasselt, meine Arme schlingern unkontrolliert hin und her. Untergebracht in einem Sechserzimmer, bestaunen mich die restlichen Kinder mit unverhohlener Neugier. Eines von ihnen beginnt zu weinen, ein anderes klammert sich an seinem Teddy fest.

»Los geht's«, meint Schwester Vera voller Elan, als sie das Klinikbett auf den Stationsflur schiebt. Jedes Mal dieselbe Prozedur. Ziel der täglichen Ausfahrt ist die Abstellkammer der Putzequipe. Dort werde ich – die Beine voran – in den engen Schlund hineingeschoben. Patientenseitig links ist der sogenannte Bettseitenteil angebracht, der verhindert, dass ich aus dem Bett falle. Rechts erkenne ich mehrere Abstellflächen für Reinigungsmittel. In wilder Unordnung stapeln sich Schwämme, Flaschen mit Lösungsmitteln und Seifenlauge, Desinfektionssprays und Duftstoffe. Hinter mir fällt die Tür ins Schloss, und ich bin allein.

Der Mittelfinger meiner Linken zittert, ich friere, da meine Decke verrutscht ist, bin schweißgebadet. Und völlig unerwartet schaltet sich das automatische Licht ab, sodass ich im Dunkeln liege. Hin und wieder geht die Tür auf. Fremdländisch aussehendes Putzpersonal beugt sich über mein Bett, hantiert mit Reinigungsmaterial herum und geht grußlos. Vor allem wenn die Besuchszeiten vorüber oder noch nicht ange-

brochen sind, werde ich auf diese Weise von den Schwestern und Pflégern versorgt – aus den Augen, aus dem Sinn. Die Ärzteschaft billigt dies ausdrücklich, und als meine Mutter mich nicht erwartungsgemäß im Zimmer auffindet, sondern zur Abstellkammer geleitet wird, reagiert sie empört.

Wer auch immer eine Tochter, einen Sohn hat, kann ihre Reaktion verstehen, sogar nachfühlen. Auch ich – inzwischen Vater eines kleinen Kindes – verspüre eine gewisse Unruhe, die mich packt, sobald ich recherchiere, was diesem 15-jährigen Jungen vor mehr als zwei Jahrzehnten widerfahren ist. Auf dem Bürotisch liegt ein riesiger Stapel Papier vor dem Computerbildschirm: meine Patientenakte. Bereits der erste Brief, geschrieben im abgehackten Ton der Mediziner, lässt meinen Atem rasen, wenn ich die Ereignisse von damals Revue passieren lasse: »Schwachesensationen in den Beinen, Zittern in den unteren Extremitäten. Patient zuckend und bewusstlos aufgefunden. Seither blieb er 24 Stunden bis zum nächsten Nachmittag nicht ansprechbar. Komatös. Das Zucken ließ bis zum Abend nach. Dann erneutes Zucken mit hüpfenden Bewegungen aus den Schultern, röchelndes Geräusch, Abklingen der Symptomatik bis 21.00 Uhr.«

Und an einer weiteren Stelle: »Zunehmendes Zucken mit verstärkter Intensität. Redet schwach, erkennt nichts, fragt, wer er sei. Auf der Fahrt ins Kinderspital St. Gallen mit der Ambulanz fragt der Jugendliche nach Namen und Begriffen, die ihm geläufig sein sollten. Er kann französisch sprechen und gibt auf die gestellten Fragen des Vaters auf Französisch Antwort.«

Je weiter ich vordringe, je mehr Blätter ich durchstöbere, desto klammer wird das Gefühl, das meine Herzgegend einengt. Die Vergangenheit scheint ein zäher Hund zu sein. Irgendwie hat sie es letzten Endes doch geschafft, sich an mir festzubeißen. Egal wie stark ich schüttle, sie lässt nicht los.

»Neurologie: Patient wirkt bedrückt, verunsichert, hat einen starren Blick, eine Hypomimie, nimmt die Umgebung kaum wahr, ist in sich gekehrt. Kennt seinen Namen nur, weil es ihm der Vater vorher erzählt hat, weiß nicht, wo er wohnt, ist örtlich und zeitlich nicht orientiert. Muskeltonus und Muskelkraft inzwischen regelrecht. Reflexe beidseitig symmetrisch. Kardiopulmonal: rhythmische normokarde Herzaktion, Vesikuläratmen über allen Lungenfeldern. Abdomen: weiches, indolentes Abdomen ohne Organomegalie. Urogenitale: bewusst nicht untersucht. Bewegungsapparat: wohlgestaltetes Skelett.«

Wenigstens das!, denke ich. Eine Augenweide für zukünftige Archäologen.

Und schließlich – der Befund.

»Patient wurde wegen einem akuten Apoplex mit anhaltendem Ausfall großer Bereiche des Zentralnervensystems sowie anschließender akuter retrograder Amnesie eingewiesen. Initial kannte Armin weder seinen Namen noch wusste er, wo er wohnt, noch kannte er seine Familienangehörigen. Während seiner Hospitalisation wirkt der Knabe depressiv kontrolliert und verunsichert.«

Das menschliche Hirn besteht laut medizinischer Standardwerke aus rund 100 Milliarden Nervenzellen. Jene Zellen, die diese Neuronen stützen und in Gang halten, die sogenannten Gliazellen, überwiegen dabei jedoch um das Zehnfache. Zentrum für unsere geistigen und seelischen Fähigkeiten ist das Großhirn, jener gefaltete, aus zwei Hemisphären bestehende Teil, der die übrigen Hirnregionen wie ein verrutschter Teppich überwölbt. In diesem Mikrokosmos aus Abermillionen von Neurotransmittern, Synapsen und plasmatischen Zellfortsätzen hatte im Sommer '93 irgendwo zwischen Frontal- und Temporallappen ein einziges kleines Blutgefäß beschlossen, seinen eintönigen Dienst zu quittieren.

Wird die Durchblutung eingeschränkt oder unterbrochen, sinkt die Energiezufuhr ab und die Hirnzellen stellen ihre aktiven Funktionen ein – zunächst noch reversibel, bald jedoch endgültig. Bei mir betraf es jene Regionen, die für das deklarative Gedächtnis zuständig sind. Mein gesamtes Weltwissen, also die von mir unabhängigen allgemeinen Fakten des Lebens, war noch vorhanden. Ich konnte aus dem Stand mehrere Filme mit Montgomery Clift aufzählen. Ich wusste, dass der Wiener Schneidermeister Josef Madersperger als Erfinder der Nähmaschine gilt. Und im Schulunterricht hatte ich irgendwann aufgeschnappt, dass Bertrand Russell anscheinend Probleme damit gehabt hatte, wer denn nun wirklich der Autor von ›Waverley‹ sei ... Ich konnte genau erklären, wie es in einem Haus drinnen aussah, welche Bilder dort an den Wänden hingen, wo man in die Stube oder in die Küche abzweigte, wie viele Zimmer es gab und wie sie eingerichtet waren. Aber ich wusste nicht, wer in dem Haus wohnte oder warum ich früher dort auf Besuch gewesen war.

Mein gesamtes episodisch-autobiografisches Gedächtnis war ausgelöscht, zudem waren die Nervenbahnen meiner Unterarme noch über Jahre hinweg gestört, sodass ich Hitze, Kälte und Schmerzen nicht mehr wahrnahm. Immer wieder testete ich aus, ob das Gefühl endlich zurückkehrte. Mit einem Feuerzeug fuhr ich vom Finger über die Handfläche bis hin zum Ellbogen. Die Flamme züngelte über die Haut, verbrannte die feinen Härchen. Ich zählte die Sekunden. Auch bei 20 spürte ich noch nichts. Keine Tränen in den Augen, bloß mein Verstand sagte mir, ich müsse endlich aufhören, bevor die Haut beginne, Blasen zu bilden.

Schritte ins neue Leben – 1993

Die Zeit nach meiner Entlassung aus dem Kinderspital St. Gallen lässt mich mit zwiespältigen Gefühlen zurück. Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen, Nachbarn, Freunde, alte Bekannte – sie alle waren mir über Nacht fremd geworden. Für mich waren sie Menschen, die ich noch nie gesehen hatte. Ein kurzer Gruß da, ein Zunicken dort, und ich fragte mich, ob die Person mich kannte oder bloß freundlich war. Vor allem das Postautofahren – wenn ich nach Vaduz zum Jugendpsychologischen Dienst in die Therapie musste – wurde zum Speißrutenlauf. Während die gelben PTT-Busse zwischen dem Hauptort und Schaan im Feierabendstau steckten, vermeinte ich immer wieder, die Blicke von Fremden auf mir zu spüren. Verstohlen sahen sie sich nach mir um, begannen zu tuscheln.

»Ja, das ist er.«

Eine alte Frau aus meinem Heimatdorf zeigte auf mich: 's Cläudile vo Ruggäll, die Besitzerin eines unverwüstlichen Tante-Emma-Ladens, die es irgendwie geschafft hatte, sich jahrzehntelang zwischen abgelaufenen Kaugummis, Damenstrümpfen und Zigarettenschachteln über Wasser zu halten. Ihr Geschäft besaß kein Konzept und war nichts als eine unsortierte Wühltruhe. Wenn sie wieder einmal ihre Brille verlegt hatte und die Schuljungen vertrauensselig nach den Schildern an den Produkten fragte, nannten diese einen viel zu niedrigen Preis, den 's Cläudile ohne mit der Wimper zu zucken in ihre alte Registrierkasse einhämmerte.

»Das ist er«, meinte sie.

»Wirklich?«

»Wenn ich es dir doch sage.«

»Er sieht aber auch wirklich mitgenommen aus.«

Und das war ich auch. Dieser Jugendliche ohne Erinnerung war es müde, sich immer wieder aufs Neue rechtfertigen zu müssen, falls er jemanden nicht erkannte oder falls er so unanständig war, einen nicht zu grüßen. In der Folge igelte er sich immer mehr ein, wurde wortkarg und abweisend, schließlich sogar zynisch. Eine rasche Beleidigung ersparte ein langes, wahrscheinlich mühsam verlaufendes Gespräch. Es ist nicht leicht, sich immer erklären und gleichzeitig verteidigen zu müssen.

Die ersten Wochen daheim verbrachte ich vor dem TV-Gerät oder mit einem Buch in der Hand. Ich wollte abschalten, nichts mehr von meiner Umgebung hören, und das ging am besten, indem ich mich in andere Welten stürzte. Die Fiktion ersetzte mir das echte Leben, half mir, Gefühle und ungeschriebene Gesetze der menschlichen Kommunikation zu verstehen und wieder neu zu erlernen. Denn nebst meiner verschwundenen Biografie klaffte bei mir auch dort, wo im menschlichen Gehirn die Regionen für Emotion und Bewusstsein lokalisierbar sind, ein gewaltiges Loch. Was ist witzig? Was nicht? Wann macht man den Mund auf und wann schweigt man besser?

»Findest du, ich sei zu dick?«

»Ja.«

Ich fühlte mich verloren im Dschungel des Alltags. Fallstricke und Gruben, wohin man auch schaute. Hollywood und die Literatur halfen mir, die Natur der menschlichen Interaktion wenn schon nicht zu verstehen, so doch nachzuahmen. Während ich mich von Tag zu Tag hangelte und versuchte, die Stunden bis zum Einschlafen zu überstehen, genoss ich paradoxerweise die Epoche, in die es mich verschlagen hatte. Vor dem Hintergrund der globalen Paranoia, die durch die Anschläge auf das World Trade Center ausge-

löst wurden, erscheinen mir die 1990er-Jahre im Gegensatz als buntes und ausgelassenes Jahrzehnt.

Mit verschränkten Armen, die Schläfe an die Scheibe gelehnt, saß ich auf dem Rücksitz des elterlichen Toyota, als Mama und Papa mich vom Spital nach Hause fuhren. Wir alle schwiegen und hingen unseren Gedanken nach. Die Stadt war mit Werbeplakaten von Spielbergs ›Jurassic Park‹ zugeklebt. Auch sonst herrschte die Dinomania: Plüschbrontosaurier hier, Spielzeug-Stegosaurier dort, hin und wieder ein brüllender T-Rex mit weit aufgerissenem Rachen. Aus dem Autoradio dröhnte unterdessen Axl Roses unverkennbare blecherne Stimme, gefolgt von Kurt Cobains beschwörendem Singsang: »No, I don't have a gun«, von dem wir mittlerweile wissen, dass es gelogen war, seit er sich sein Hirn mit einer Browning an die Wand spritzte. Melodischer Hardrock war in, Grunge war in, aber auch Girl-Groups und Boy-Groups waren in. Und alle waren traurig darüber, dass es nun mit Robbie unweigerlich bergab gehen würde, nun da er Take That im Streit verlassen hatte. Außerdem breiteten sich Techno, Dancefloor und deutscher Hip-Hop aus. Die Musikwelt bestand aus einem Sammelsurium der unterschiedlichsten Stile und Richtungen, und auch in den Kinos herrschte purer Eskapismus, bedingt durch den Siegeszug der digitalen Spezialeffekte, die den Zuschauer in zuvor noch nie darstellbare Welten versetzten. Flüssiges Metall wurde mittels Morphing zu einem Terminator, Außerirdische sprengten das Weiße Haus in die Luft und die Titanic schipperte fotorealistisch über das Zelluloid. Im letzten Jahr dieser Dekade, quasi als krönender Abschluss, folgte die unerreichte Stilsicherheit der Matrix. Und niemand wäre auf die abwegige Idee gekommen, dass man Mel Gibson oder Tom Cruise einmal unsympathisch finden könne.

Wir alle sahen sorgenlos in die Zukunft. Dies auch deshalb, weil der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama – in